

Am 25. Juli 2019 wurde Gerlind Reinshagen auf dem Friedhof Stubenrauchstraße in Berlin-Friedenau beigesetzt. Freundinnen und Weggefährten sprachen zu ihrem Abschied: Katharina Döbler, Christiane Schneider, Hans-Ulrich Müller-Schwefe und Katharina Raabe. Wir publizieren ihre kurzen Reden in dieser Reihenfolge.

Ich vermisse sie. Es ist seltsam, dass sie nicht mehr anruft.

Ich erinnere mich an ihren letzten öffentlichen Auftritt im Buchhändlerkeller vor zwei Jahren bei der Präsentation ihres Gedichtbands *Atem anhalten*. Sie las nicht mehr selbst, wir, ihre Freunde, lasen für sie – und sie überließ uns auch die Auswahl und hörte sie mit leiser Skepsis zu. Skepsis vielleicht, weil sie mit unserer Auswahl oder unserem Vortrag nicht ganz einverstanden war. Skepsis aber vielleicht auch, was die eigenen, von ihr sorgfältig gewählten und in Form gebrachten Worte betraf.

Als sie selbst dann die Bühne betrat, erzählte sie zuerst zwei Altenwitze, die in ihrem Wohnheim zirkulierten. Sie sagte, Interessant sei es, so ein Altenheim, sagte sie. Die Leute, all diese Geschichten, die sie zu erzählen hätten! Und dann: am Morgen den Kaffee hingestellt bekommen und schreiben, ohne sich um irgendetwas kümmern zu müssen, wie wunderbar.

Ihre Entschlossenheit, allem erst einmal mit Heiterkeit und Neugier zu begegnen, war wohl immer schon groß gewesen. Es war so wunderbar nach dem Krieg, sagte sie mir, öfter als nur einmal, andauernd war es wie Weihnachten, es gab Kleiderstoff, dann gab es ganz neue Sachen, auch zu Essen, man konnte Ferien machen...

Das klang so anders als meine eignen Eltern, die vor allem von Mühe und Mangel gesprochen haben. Ich glaube, deshalb ist sie mir Mentorin und mütterliche Freundin geworden: sie war jemand, von dem ich mich gerne beeinflussen lassen wollte.

Aber sie natürlich auch, weil ich sie seit jeher bewundert habe. Wir Schülerinnen haben die *Sonntagskinder* im Theater gesehen und schwärmten von Gerlind Reinshagen. Hier wurden Fragen nach dem Alltag und dem Lebensgefühl im Krieg beantwortet, die der Rest der Elterngeneration nicht einmal hatte hören wollen.

Die Gespräche mit ihr - am Telefon oder am Tisch - waren weitreichend. Aber am allermeisten ging es um das Schreiben. Es ging Schreiben. Ich bekam mit, wie sie arbeitete, wie sie ihre Sätze um Wörter und Gefühle baute und in Rhythmen goss. Wie sie ihre Lebenserfahrung in in Figuren flocht. Ich habe unendlich viel von ihr gelernt.

Sie las meine Texte, war ermutigend, aber streng: Das ist gut, das wird gut, und so wird es noch besser. Nicht verzweifeln, weitermachen. Dass mein derzeitiges Buch nun nach Jahren fertig wird, verdanke ich zu einem guten Teil ihr.

Wesentliche Dinge über das Schreiben hat sie mir beigebracht:

Menschen sind immer auch komisch, auch ganz tragische.

Vergiss die Psychologie, wenn Leute das Unerwartete tun, ist das erst interessant.

Es geht vor allem um Sprache, nicht und niemals um Psychoanalyse.

Ihre Ratschläge, wirklich fundamentale Ratschläge, hat sie selbst am besten umgesetzt. Sprache war ihre Königin. Und sie selbst war eine Königin der Sprache. Obwohl ihr so ein monarchistischer Vergleich vermutlich nicht gefallen hätte.

Sie dachte nicht hierarchisch, sie dachte neugierig.

Einer der Sätze, die sie bei einer unserer ersten Begegnungen gesagt hat, wird mir immer im Gedächtnis bleiben: Die Leute sind viel interessanter als man denkt; sie sind viel klüger als das, was sie lesen.

Man hört und sieht das in ihren Stücken, denn sie hatte dieses besondere Gespür für die Dramatik und die Komik noch im unspektakulärsten Alltag, sie hörte die vielen makabren, traurigen, absurden und witzigen Untertöne ganz gewöhnlicher Reden und vergrößerte sie dann in ihren Stücken.

Der wichtigste ihrer Lehren für mich war: Du musst deine Figuren lieben, du darfst nie den Respekt vor ihnen verlieren.

Figuren sind ja Abbilder von Menschen in Sprache. Sich Menschen zu nähern, ohne sie entschlüsseln, besitzen, berechnen zu wollen ist die Voraussetzung dafür, sie sensibel und kenntnisreich zu beschreiben. Und das konnte sie wie nur wenige.

Das Gedicht, das sie ihrem Gedichtband vorangestellt hat, *Annäherung an eine Person*, spricht genau davon: Wie man Menschen erkennt, in ihrer Einzigartigkeit, in ihrer Verletzlichkeit.

In diesem Gedicht lese nicht nur ihre diskrete, geduldige liebevolle Neugier, sondern sehe auch sie selbst porträtiert: als eine Person, die Spuren gelegt und ein beeindruckendes Werk geschaffen hat. In dem sie verborgen war. Und in dem sie sich auch finden ließ.

Lesung des Gedichts »Annäherung an eine Person«

Katharina Döbler

Durch einige Bücher Gerlind Reinshagens bewegt sich eine alte, erblindende Frau; eine asketische Erscheinung; frei, sich zu erinnern, frei, alles zu hören und mit ihren sich eintrübenden Augen zu sehen - um strikt nur zu beherzigen, worauf es ankommt. Sehr preußisch, wie mir scheint - ein Homer? »Wer singt? Nicht ich. Ich schreibe, wenn ich schreib, ein Leben, so wie es mir erscheint. Und wenns sich einmischt und sich selber schreiben will, kann ich dafür? Ich muß den Anfang finden.«

Gerlind Reinshagen hat so jemanden gekannt, wie sie erzählte – eine Tante – ein Vorbild; ihr Selbstbild?

Die 1926 in Königsberg geborene wohnte seit langer Zeit in Berlin. In vielen ihrer Stücke und Prosabücher, zuletzt in ihrem Roman *nachts* und dem jüngsten Theaterstück *Die Fernfrau*, ist das Berlin der letzten Jahrzehnte (West-Berlin) und das der Gegenwart Handlungsort. Die Stadt spielt mit. Fast hat sie die Präsenz einer Hauptfigur.

Die Kriegsjahre und die davor und danach durchlebte sie als Mädchen und als junge Frau in Halberstadt. Neben dem wenig jüngeren Alexander Kluge ist sie die andere Chronistin der Zerstörung Halberstadts durch den Luftangriff am 8. April 1945 – und Zeugin der Zerstörung des zivilen Lebens durch Nazitum und Krieg, die dem vorausgegangen war.

In der von Männern weitgehend befreiten, merkwürdig weiblich geprägten Schul- und Familienwelt des Kriegs gedeihen Träume und Fantasien. Die männlichen Helden - Kampfflieger, Generäle, zartbesaitete Schulkameraden - sterben an der Front im Osten oder kehren verwundet und gebrochen zurück. In den Hunger- und Trümmerjahren danach, wie befreit von Ballast, scheint materielle Knappheit eine große Beschwingtheit und experimentierfreudige Beweglichkeit zu befördern – die jedoch bald darauf den Erfolgen des Wirtschaftswunders erliegt. (Lesen Sie: die beiden Prosabände *Zwölf Nächte* und *Vom Feuer*. Erinnern Sie sich: an die Stücktrilogie *Sonntagskinder*, *Das Frühlingsfest* und *Tanz, Marie!*)

Jeder Mensch hat eine Aura. Manche können sie sehen. Am Zustand der Aura erkennen sie, wie es um den Betreffenden steht. Zur ‚Grundausstattung‘ Gerlind Reinshagens gehörte, daß sie alle, jede und jeden von uns, durch auch so eine Art Aura, eine Blase der anderen Möglichkeiten, von der umgeben unser reales Leben sich abspielt, herausgehoben und ausgezeichnet sah. In ihren Theaterstücken und Gedichten, den Erzählungen und Romanen wurde sie nicht müde, ihre Figuren auf diese Weise zu vervollständigen. Indem sie den Freiraum der Möglichkeiten ins Spiel brachte, machte sie ihre wahre Größe sichtbar.

Womit dann alles gut und die Dinge eingerenkt wären? Nein, eine paradiesisch, gar spirituell befriedete Scheinwelt kommt bei Anwendung dieser Optik nicht heraus. Wohl aber verteilen sich die Gewichte anders. Beziehungen erscheinen in einem neuen Licht. Aussichten, und seien es bestürzende, tun sich auf. Noch in der Sackgasse bricht sich Manövrierfähigkeit Bahn.

Das Ganze in einer Sprache, die geerdet ist, witzig und schlagfertig sein kann, dann wieder zart und leise - und immer zu gebundener Rede drängt. Sie schlägt mit den Flügeln – um abzuheben. *Atem anhalten*, Gerlind Reinshagens erster und einziger Gedichtband und ihr letztes Buch, besteht aus lauter – Flügen: Flugmanövern, mit Volten und gänzlich ohne.

Einer ihrer schönsten Texte der letzten Jahre ist der jüdischen Dichterin Gertrud Kolmar (1894-1943) gewidmet, die nicht emigrierte, sondern - für ihren Vater und dann allein - sehenden Auges in ihrer Stadt Berlin ausharrte. *Die Frau und die Stadt – Eine Nacht im Leben der Gertrud Kolmar* ist ein großer Monolog, ein Gesang im Feuerofen. In *Atem anhalten* ist Gertrud Kolmar ein Gedicht gewidmet.

In Venedig

Mittags steigt Fieber aus den Kanälen

Am Abend fallen Vögel

Aus den schwarzen Fensterhöhlen

Tot

Schon morgen

Wird hier alles stumm versunken sein

So viele Brücken noch

Bis nach Haus

Verlaufen in den fremden Gassen

Längst verloren

Such ich das Trostwort

Den Sterbespruch

Plötzlich

Steigt Rauch aus dem Buch

Schimmert von Ferne

Das Dach

Schon so lange

Über die Jahre gebreitet

Still und unbeirrbar

Wie zum Zeichen

Daß ich den Weg finde

Die Stadt den Garten

Die versteckte Pforte

Und in der hellen Türe
Eine Unbekannte
Längst Vertraute
Läßt mich ein
Rückt mir den Stuhl an den Tisch
Bringt Wein und Brot
Birgt mich in ihrem weißen Haus
Wie lange sag mir kann ich bleiben

Wohl 1978 lernte ich sie kennen. Die Theater- und Hörspielautorin schrieb auf einmal Prosa. Dafür war ihr neuer Verlag, der Verlag der Autoren, nicht zuständig. Sie wechselte zurück zu ihrem ‚alten‘ Verlag, Suhrkamp, und wurde mir zugewiesen. 1981 erschien das erste Prosabuch, *Rovinato oder Die Seele des Geschäfts*. Ein schönes Buch mit einem wunderbaren – sehr reinshagenschen – Titel.

Eine Arbeitsbeziehung, eine Arbeitsfreundschaft entstand.

Von Frankfurt am Main aus fuhr ich zu Gesprächen nach Feuerschützenbostel (bei Celle – dort wurde man am Bahnhof abgeholt), später nach Berlin in die Halmstraße im Westend (wenige Straßen weiter wohnte Einar Schleef), dann in die Rheingaustraße und schließlich zum Eyke-von-Repkow-Platz ins Haus Christophorus.

Ich fand sie vorbildhaft – stark, souverän, freundlich, zugewandt, ohne Allüren. Das Leben und ihre Arbeit wie selbstverständlich meisternd, so erlebte ich sie. Manchmal habe ich sie als meine Vizemutter – im selben Alter wie meine ‚wirkliche‘ Mutter - bezeichnet.

Einen wunden Punkt hatte (auch) sie. Wie stand es mit der Anerkennung durch Kritikerinnen und Kritiker, Leserinnen und Leser? Und durch den Verlag? Schätzte der sie gebührend? Hielt er an ihr fest, und würde er auch weiterhin an ihr festhalten? Und wie stand es mit mir?

Wichtige Fragen, die sie immer neu stellte und auf die stets einzugehen war – mit neuen und alten Erklärungsversuchen, mit Jas und Neins –, die zu meinem großen Bedauern nie eine zufriedenstellende Antwort fanden.

Als der Jüngere und als ihr Lektor habe ich das Arbeiten mit Gerlind Reinshagen, habe ich ihre Art des Umgangs, habe ich sie geliebt.

Hans-Ulrich Müller-Schwefe

Gerlind und ich sind uns 1980 im Schauspielhaus Bochum zum ersten Mal begegnet. Claus Peymann, mein Intendant, hatte gerade die Uraufführung von FRÜHLINGSFEST inszeniert, nach DOPPELKOPF und HIMMEL UND ERDE seine dritte Uraufführung eines Stücks von Gerlind Reinshagen. 1982 folgte dort noch die Uraufführung EISENHERZ in der Regie von Andrea Breth.

In der Bochumer Zeit telefonierten wir viel, ich war eine Art Bindeglied zwischen Peymann und seiner Autorin Reinshagen. Diese Telefonate waren etwas völlig Neues für mich. Es ging um die Proben, aber auch um Stücke, an denen sie arbeitete. Ich erlebte eine kämpferische, leidenschaftliche, aber auch eine zweifelnde, unsichere, nervöse Autorin.

Gerlind Reinshagen war ja nach dem Krieg die erste Frau, die fürs Theater schrieb: Stücke über die Arbeitswelt, über die Welt der Angestellten im Nachkriegsdeutschland. Das war schon an sich ungewöhnlich, umso mehr für eine Frau. In einem Interview beschrieb sie es einmal so:

»Das war ganz ulkig, da wurde man ein bisschen angesehen wie ein Monster. Und ja, da haben sie alle gesagt: Wie ist denn das möglich, und woher weiß die denn das und kann denn eine Frau sowas – es war ziemlich schwierig. (...) Vielleicht hat man gedacht, Frauen müssten Salonstücke schreiben – dies war eine ziemlich harte Geschichte.«

Ich denke, das betraf mehr die Theaterkritiker, denn am Theater konnte sie sich schnell durchsetzen, vor allem auch bei den jüngeren Regisseuren, wie damals Claus Peymann oder auch Alfred Kirchner.

In den 90ziger Jahren wurde es schwieriger, auch Gerlind und ich verloren uns aus den Augen. Claus Peymann, inzwischen Burgtheaterdirektor in Wien, konzentrierte sich auf die österreichischen Dramatiker. In dieser Zeit schrieb Gerlind Reinshagen überwiegend Romane.

Wir kamen wieder zusammen, als ich 2015 die Leitung des Suhrkamp Theater Verlages übernahm. Das erste Telefonat mit ihr war so, als hätte es diese lange Unterbrechung nie gegeben, als hätten wir gestern noch in der Theaterkantine zusammengesessen.

Es folgten die Besuche im Haus Christophorus und die Gespräche über ihr Stück, an dem sie arbeitete und das fast fertig war, bis auf den Titel und den Schluss. Darüber haben wir lange gesprochen, Briefe und Karten hin und her geschickt und manchmal auch gestritten, Gerlind konnte ja sehr stur sein. Dann haben wir uns wieder zusammengerauft, gelacht und weitergemacht. Irgendwann musste ich doch ein Machtwort sprechen und ihr die Entscheidung

abnehmen. DIE FERNFRAU, so ist der Titel des Stückes und hat nun tatsächlich ein Ende. Es ist eine Großstadtsymphonie, in der sich über Distanzen hinweg eine Beziehung zwischen einer Frau und einem Mann entwickelt. Ein verträumtes, schwebendes, ganz und gar modernes Stück über die Einsamkeit mit vielen Ingredienzien aus der Reinshagen-Welt.

Und es ging weiter! Nachdem sie den Gedichtband abgeschlossen hatte, wollte Gerlind unbedingt ein Stück über alte Menschen schreiben, über ganz alte – nichts über Demenz oder Alzheimer, was ja jetzt »dran« sei, wie sie spöttisch bemerkte. Gegen den Mainstream hatte sie immer eine tiefe Abneigung. In einem »Lebensbild« wollte sie zeigen, was das Alter mit einem Menschen macht, was in seinem Innern geschieht und wie es nach außen schillert, den Reichtum, die besondere Form der Konzentration alter Menschen – das wollte sie zeigen.

Und es wird gelingen: Corinne Maier, eine Schweizer Regisseurin, die heute auch hier ist, meine Kollegin Ruth Feindel und Gerlind haben sich getroffen, sich hingesetzt und gearbeitet.

Gerlind war glücklich, auch mit kleinen Zweifeln, aber glücklich.

Nun ist ihr der Tod dazwischen gekommen, und sie wird nicht dabei sein, wenn DIE ZUFÜGUNG. EIN STÜCK ÜBER DAS ALTER UND DEN TOD HINAUS am 7. März 2020 in der Kaserne Basel Premiere haben wird.

Aber – wie wir ja wissen – ist im Theater vieles möglich, auch eine immaterielle Anwesenheit – sollte also an diesem Abend eine Gerlind-Materie über die Bühne schweben, dann wäre das eine schöne und tröstliche Vorstellung.

Christiane Schneider

Es ist ihre Stimme, die im Ohr bleibt, wie sie manche Wörter dehnte, wie sie »ulkig« sagte oder »doof« oder »irre schön«. Als ob in ihr noch immer jemand ganz Junges wohnte. Dieses Mädchenhafte, das ihrem Gesicht, ihrer Gestalt eigen war, hat mich bezaubert, ihre überraschende Herzlichkeit, ihre Neugier, das Schwebende und Heitere, das sie umgab.

Wir lernten uns 2004 kennen, in Berlin, wo ich als Lektorin frei für Suhrkamp arbeitete. Im fernen Frankfurt trugen sich damals undurchschaubare Dinge zu. Ich war irgendwie drinnen und draußen zugleich, und Gerlind Reinshagen, die keine Gelegenheit ausließ, ihren wunderbaren Lektor Müller-Schwefe zu loben, erhoffte sich von mir Unterstützung und Auskünfte, die ich kaum geben konnte.

Vom Feuer war das erste Buch, das ich von ihr las, weil sie es mir geschenkt hatte. Ohrenprosa mehr als eine des Auges, dem Rhythmus eines inneren Sprechens gehorchend, einem Fluidum, in dem sie ihre Erinnerungen barg, die Stimmen widerklingen ließ, die in ihr waren.

Es ist das Quecksilbrige, über Klippen Springende, leicht gegen den Schritt Arbeitende, unmerklich Stolpernde - Offbeat, nie down -, was ihre Prosa so kühn und frei macht. Und endlich, beim Nachdenken darüber, fiel mir wieder ein, dass sie bei unserem ersten Treffen Alexander von Schlippenbach erwähnte, einen Freund, den von mir glühend bewunderten Free-Jazz-Pianisten. Das Alter schien sie nicht schwer zu machen, weshalb es auch der Gang zum Altersheim für die Besucherin nie war. Doch leicht nahm sie es nicht, das Alter, sie kämpfte ja, wie sie einmal sagte, »um jedes Stückchen Leben«, pokerte um Zeit. Sie wusste, wer sie war, und ihre Sorge galt ihrem Werk, an das sie sich im Einzelnen nicht mehr ganz genau erinnerte, was sie nicht zu quälen schien. Sie konnte einem die Angst vor dem Altwerden nehmen – sie fand sie lustig, die Uralten dort im Heim, die gegen die Welt tobten und wetterten, aber auch frei waren, weil es kein Gerenne um die Zukunft mehr gab.

Bei unserer letzten Begegnung, in ihrem Lieblingslokal, der »Giraffe« im Hansaviertel, sagte sie: „»Meinst du, meine Sachen werden auch erscheinen, wenn ich nicht mehr da bin?« Meine Antwort weiß ich nicht mehr, aber ihre Stimme bleibt.

Lesung des Gedichts »Am Dachfenster«

Katharina Raabe